



Feierabend



Nr. 53.

Unterhaltungsbeilage.

1932.

Die schwimmende Lasterhöhle.

Eine Neujahrsnacht in China.

Nach dem Einbruch der Dunkelheit brachte mich Jang durch die zum Neujahrsfest rüstenden tollen Straßen der Eingeborenen in das chinesische Hafenviertel, um auf einem der schweigend über das Wasser gleitenden Boote eine Tasse Sam-tschu zu trinken.

Die großen, meist luxuriösen Blumenboote, die man vor Canton, Macao und Hong-Kong, mit allen Werkzeugen der Verbeugungen, diese lächerlich unnütze, von Sorgen belasteten, den Illusionen verschriebene Augenwelt zu vergessen und den Wünschen jene Erfüllungen zu gewähren, die der Polizei die Berechtigung ihres Daseins liefern; vielleicht gibt es eben deshalb so viele solcher Vergnügungsboote, besonders in der Zeit der chinesischen großen Feste. Kleine, aber doch geräumige Boote, mit billigem, goldenem Anstrich, mit hölzernen, rissigen Holzmassen, die ein Gleiches haben mit dem verdorbenen Leben, von welken, müden Blumen umkränzt, ein Schein von Luxus, eine fast körperlich anmutende Illusion. Wie kleine Paläste, verschönert gebaut, mit den mannshohen Drachengesichtern vorans, treiben sie durch das Gewirr der Dschanken und Segelschiffe auf das gelblich spielende, ruhige Gewässer und verschwinden in der dunklen Nacht, leise verglühend wie ein Schwarm wandernder Leuchtfläker.

Aber! — welcher Chinese würde es sich entgehen lassen, zur Reize des Jahres, wenn er allen seinen Verpflichtungen nachgekommen ist, wenn er neue seidene und wollene Gewänder gekauft, Holzschuhe, Schmuck, wenn er Geschenke besorgt, Rechnungen beglichen hat, eine Schale Sam-tschu auf einem der vielen Blumenboote zu trinken?

Es wäre vergeblich gewesen, zu versuchen, einen Fuß in die von gedämpfter Musik gefüllten Räume zu setzen. Auf der kleinen Schiffbrücke schon, vor den Blumenquirlen und dem seidenen, buntemalten Vorhänge hätte uns ein chinesischer Schiffswächter, wortlos, aber entschieden, in seiner Handbewegung, den Rückweg gezeigt.

Aber wir trugen ein wundervolles Rimon, das mit einem goldgestickten Wappen mit Reiherbögeln in echtem Silber und mit smaragdgrünen Duffbäumen geschmückt war.

Bald, nachdem wir im ersten Gemach auf weichen Matten und Polstern saßen, indessen uns das leise Spiel einer Tautzumi entgegenkam, löste sich das Boot und glitt hinaus in die Nacht, das Ufer des alten Jahres in der Dunkelheit zurücklassend.

Wachslichter flatterten wie kleine Schmetterlinge hinter schimmernden Glasperlenvorhängen, kleine, meergrüne, gläserne Lampen standen auf dem Berdeck und Lampions, tausendfältig in ihrer Art, wie sie

Zum neuen Jahre.

Stürme brausen, Wellen wogen,
Sterne stehn am Himmelsbogen:
Ewigkeit.

Jahre kommen, Jahre gehen;
ihres Kommens Sinn verstehen
lehrt die Zeit.

Zeiten sind nicht gut und böse,
daß die Menschheit sich erlöse
wurde Zeit.

Nur wer kämpft, kann Sieg erringen,
nur wer glaubt, das Schicksal zwingen,
nicht wer schreit.

Laßt uns kämpfen, laßt uns hoffen,
reißt dem Glück die Tore offen:
fordert Zeit.

Neues Jahr steht vor der Türe,
daß zu neuem Sieg es führe,
steht bereit.

Erich Grisar.

nur ein Chinese erfinden kann, schwankten im leichten Atem des Windes, der über die bewimpelten Segelschiffe und kleinen Kaufahrtsschiffchen der chinesischen Kaufleute kam, mit denen sie bis in die Städte im Innern der Südeinseln reisen.

Ränderstäbe brachten einen leichten, die Sinne untafenden Duft in die niederen Zimmer. Manchmal wurde ein schwerer Vorhang hochgehoben und wir sahen einige Männer, in schimmernde Seide gekleidet, Opium rauchen. Es lag eine seltsame, betäu-

bende Müdigkeit in diesem Boot. Man hatte das Gefühl, in einer sündhaften, fremden, verlockenden Welt zu sein, und wußte, ein Schritt hinaus in diese östliche Nacht würde alles verschleppen, wie einen Traum.

Niemand sprach; Diener schenkten schweigend den Tee in die weiten, dünnen Tassen, die auf kleinen, dunklen, geschnittenen Tischen standen; manchmal hörte man einen flüchtigen Schritt aus einem Nebengewach. Durch Verbeugungen der Diener wurde das Befohlene dem Gast gereicht; selbst weiter drüben, im dritten Zimmer, in dem mit hohen Einlagen — es ging oft um das ganze Hab und Gut eines Mannes, — gespielt wurde, zerkörte kein Laut das Schweigen dieser verfunkenen Welt.

Dann saß plötzlich ein zwölfjähriges Mädchen uns gegenüber im Tee- und Rauchsalon; das Mädchen war sofortig gekämmt, ganz dünn, wie Porzellanhaut, hing Schminke und Puder im leise lächelnden Gesicht, die großen, fast schwarzen Augen spiegelten die Lichter der kleinen, zierlichen Lampen, der Lampions und Wachskerzen wieder. Das Mädchen war reich gekleidet, trug ein langes Kleid aus himmelblauer Seide mit Weiß gefütert, kostbar gestickt; es trug Stirnbänder, die das schwarze Haar in Form hielten; die kleinen Füßchen steckten in schneeweißen — fast elfenbeinernen — Sandalen. Und mit gleichmäßiger, gedämpfter, etwas näselnder Stimme begann es zu singen und die weichen, zarten Hände, deren Nägel mit roter Farbe lackiert waren, spielten dazu die Mandoline. Bald, nachdem das Mädchen mit dem ersten Gesang zu Ende war, fielen noch eine Mandoline, eine Geige und ein Tamburin in das Spiel hinter dem schweren Vorhang ein, zwischen den Vorhängen, um den Opiumträumenden im Nebengewach nur einen Hauch dieser dünnen Musik zukommen zu lassen.

So glitt das Boot weiter durch die Nacht; wir sahen nicht hinaus; eine schwarze Wand legte sich um die mit Blumen verzierten Fenster; kaum hörten wir den Laut der aufschlagenden Wasser; einmal rauschte es von fernher vorbei; dann tauchte ein Kopf zwischen Vorhängen auf, blickte den ruhig hinter einem Tischchen sitzenden Chinesen an, und verschwand wieder . . .

So könnte ein Traum durch unser Leben gehen; irgendwann einmal aufsteigen, da- sein und wieder verblasen. Alles gleitet uns aus der Hand, immer weiter treibt das Boot mit den Blumen und den schwankenden Kampionien, die Ufer sind dunkel geworden, aus dem Wasser springen die Widerlichter des Bootes und am Fluß kleeen die schwarzen Schatten der Nacht. Wenn es Morgen wird, wird alles verschwunden sein, ver- gaubert . . .

Als wir aus Land stiegen, irgendwo in der Dunkelheit, empfingen wir drei flamin- gorote Pergamentblättchen; der Glückwunsch des Chinesen. Die kalte Nachtlust befreite unsere Sinne von den betäubenden Dämpfen, von dem geheimnisvollen, der Gegenwart entrückenden Schweigen und wie die ferne Melodie einer fremden, verwehenden Ver-

lockung hört man noch diese eintönige Stimme des schwarzäugigen Mädchens und das dünne Spiel der Tgutumi, kräftig ge- nug, um jene Nacht in unserer Erinnerung festzuhalten.

Als ich mit Bang auf der Seeterrasse saß, fielen mir auch die drei roten Perga- mentblättchen ein: ein Knabe, ein Mandarin und ein Greis mit einem Stod. Das be- deutet, erwiderte er mit einem flüchtigen Lächeln: Erbe, Ehre und ein langes Leben.

Der Bootsmann schenkte es uns wie alles andere auf seinem Boote, unter einer tiefen Verbeugung; er schenkte es uns wie den hellen Tee mit dem süßen Aroma, wie den Schnaps, Tabak und das Opium, wie die Musik und das Spiel . . .

A. L. Wiedenbrück.

Klasse im Kampf.

Von Karl Schröder.

Just in der Entscheidungsstunde des deutschen Proletariats ist ein neues Buch von Karl Schröder in der Bücher- gilde herausgekommen, das die ganze Tra- gödie der Arbeiterschaft umspannt: ihre tragische Spaltung, ihren verzweifeltsten Kampf um ihre werdende Einheit. Das ein Intellektueller ein solches Buch schreiben, daß er in die tiefsten Tiefen der Arbeiterschaft hinabsteigen und aus scheinbar kleinen Zügen ein so gewaltiges Gesamtbild schaffen kann, das be- weist: Karl Schröder lebt mitten im Proletariat. Seine Sprache ist die der Arbeiter, raub, abgedacht und doch voll wärmstem Empfinden. Man kann das Buch nicht ohne starke Erschütterung aus der Hand legen. Wir bringen heute einen Auszug aus dem ersten Kapitel „Gespaltene Klasse“. Eine Versammlung der reichsdeutschen Arbeiterschaft wird geschildert, in der alle Gegensätze der Arbeiter aufeinanderprallen.

Ernst Brinkmann gilt als scharfer linker. Seit mehr als zwanzig Jahren steht er in der Bewegung. Ein großer, breitschultriger Kerl. Trotz seiner mehr als vierzig Jahre noch nicht verbraucht, nur das blonde Haar ist dünn geworden, die Bewegungen etwas müde. Er hat seinen Mann gestellt im Krieg, im großen Februarkrieg des Jahres 1918! War Mitglied im Spartakusbund, erst nach dem Aufstand in Mitteldeutschland ist er zurückgekehrt in die alte Partei. Aber in der Partei ist er weniger tätig. Er fühlt sich nur wohl im Betrieb. Diskussion von Mann zu Mann. Auge in Auge, das liegt ihm. Das große Reden nach draußen — sollen das andere machen. Jeder dahin, wohin er gehört.

Heute hat er eigentlich gar nicht kommen wollen. Noch nicht so wichtig. Das fängt erst an. Gewiß, er hat Sorge, man wird wieder abzubremfen versuchen — aber noch ist es nicht so weit — man muß eben vorbereiten. Nicht eher schreiben als nötig. Aber das ist das Schlimme mit der SPD. Er, Ernst Brink- mann, hätte gar nichts dagegen, eine Resolu- tion anzunehmen, gegen Faschismus und Nazi — die Gesellschaft ist schlimmer als es scheint. Deren legales Getue ist sicher Schwindel. Aber ist dies Geschrei notwendig? . . . Wenn es so weitergeht, dann ist die Spaltung da, die man sich's verheißt. Verflucht noch einmal — wie- der eine Spaltung! — wieder schwächer! — Dann soll man gegen die Nazi? . . .

Brinkmann kommt nicht zu vielen Worten. Der Arm wird stärker statt schwächer.

Einer ist auf den Tisch gestiegen, beginnt zu reden. Da in der Ecke, wo die SPD'isten zu sitzen pflegen. Die Halben und die Ganzen. Das muß Rastopp sein. Den haben sie sich ge- holt. Brinkmann wirft einen prüfenden Blick hinüber.

„Sieht auch nicht so aus, als stürzt er die Welt.“

Ein kleiner, dunkler, schmalschultriger Kerl. Ein Arbeiter scheint er zu sein — nach dem Reden und nach den Bewegungen. Reden, scheint's, kann er auch gut. Das geht so wie geschmiert.

Um den Tisch, von dem aus der Redner spricht, ist wildes Durcheinander. Zwanzig bis dreißig suchen dem Mann auf dem Tisch Raum und Ruhe zu schaffen. Duzende andere drän- gen vor, versuchen, ihn niederzuschreien. Tosen- des Hin und Her: „Schluß! Hör auf mit dem Quatsch! Was hast du hier zu suchen?! Dred und Stänkerlei! Schluß damit!“ Und wieder von der anderen Seite: „Feige seid ihr! Wollt die Wahrheit nicht hören! Kapitalistenknechte seid ihr! Einwickeln laßt ihr euch von den Bonzen! . . .“

Jeden Augenblick droht eine Schlägerei. Der Redner scheint sich darum nicht zu küm- mern. Mit scharfen Worten, mit heftigen Handbewegungen sucht er sich durchzusetzen.

„. . . Heute reden die Bonzen so und mor- gen reden sie anders. Haben sie euch nicht vor- geredet, die Rationalisierung wird die Karre aus dem Dred ziehen? Ra? — Und wo seid ihr gelandet? Fünf Millionen auf der Straße. Das hat ihr davon. Wartet nur ab, wo das endet. Die machen Halbpart mit den Unter- nehmern. Am Ende werden sie noch mit Dilt- ler gehen, so wie in Italien mit Mussolini. Hinter eurem Rücken verhandeln sie mit den Unternehmern über neue Arbeitsgemeinschaft. Denkt ihr noch an den Krieg? An das Hinden- burgprogramm? Ihr habt wohl wieder Ver- langen danach? In Rußland, da haben sie's anders gemacht . . .“

„Komm du mit Rußland! — Geh doch hin, wenn es da so schön ist. Laß uns gefälligst in Frieden! Da wird euch das Maul verbunden — Schla—h!“

„Ja — Schluß! Immer Schluß. Die Hauptfrage: Ihr geht schlafen. Ihr werdet so lange schlafen, bis ihr überhaupt nicht mehr wach werden könnt. Da können sie auch das

Jell im Schlaf über die Ohren ziehen . . .“ „Sehr richtig! Bravo!“ Das ist die Stimme von Feige Brandt. Er hat sich weit vorge- drängt. Sein Gesicht ist bleichen als zuvor, die roten Flecken auf den spitzen Wadenknöcheln wirken wie blutige Male. Darüber starrt das Glasauge an der linken Seite; das lebendige aber funktelt, saugt sich an Rastopp fest, reißt ihm die Worte vom Munde.

„Quatsch! Bravo! — Für wen redet er das? Rühst du dich vielleicht getroffen?“

Rax Arnold stellt sich zwischen Brinkmann und Feige Brandt. Ruhig, beide Hände in den Hosentaschen — laut er die Worte zwischen zwei Zügen aus seinem Knosel. Rax's zuckt Brandt zusammen:

„Wie? Getroffen? Recht hat er. Ihr schlaft auch alle . . .“

„Fris! Du kennst mich. Ich warne dich . . .“ „Bist du mein Vornmund? Hör lieber zu, was er sagt.“

„Ich hör genau so wie du. Ich hör, wie er auf die Bonzen schimpft. Das paßt ihnen so in den Kram. Aber wovon lebt er denn? Der frißt wohl Glas splitter, wa?“

Rax Arnold ist ein Arbeitspferd. Alles packt man ihm auf, in der Gewerkschaft und in der Partei. Immer tut er mehr als Pflicht ist; spricht nicht darüber. Das weiß Fris Brandt, hat Achtung davor gehabt. Bis jetzt. Auf ein- mal aber haßt er den Mann, bei dem er wie ein K'nd im Hause war. Es kommt ihm so vor, als hätte er ihn schon immer. Am lieb- sten würde er eine ganz besondere Bosheit sagen. Es fällt ihm aber nichts ein. Er dreht sich weg mit einer Gebärde des Ueberdrusses.

Ernst Brinkmann hat das Verede bisher nicht für voll genommen. Viel wird geredet, wenn der eine was will und andere anders. Das geht schon jahrelang so. Bisher hat er immer bestritten, wenn davon gebrabbel't wurde. Schließlich können die Menschen doch nicht komplett verrückt sein. Außerdem ist vom Reden zum Handeln ein weiter Schritt. Man muß nicht alles Geschrei gleich ernst nehmen. Neun- zehn, da hieß es: „Raus aus den Gewerkschaf- ten! Gründet Industrieverbände und Betriebs- organisationen!“ Aber jetzt ist nicht mehr neun- zehn. Heute, in diesem Augenbl'ck, kann doch keiner so verrückt sein, alles zertrüben zu wol- len! Mehr als je tut Einigkeit! Not! Sollen die kleinen Sekten tun, was sie nicht lassen könn- en. Sollen sich zehnmal spalten! Darauf kommt es nicht an, trifft nur wenige. Aber die großen Organisationen? Jetzt — bei dem Ansturm der Nazi? Jetzt — wo General- angriff gegen die Sozialversicherung begonnen hat? Teufel noch einmal — das ist nicht mög- lich! Und doch scheint es möglich zu sein. Dört er richtig? Eben schreit Rastopp.

„Kollegen! Ich selber habe mich lange ge- sträubt, aber jetzt hab ich eingesehen, es gibt keinen anderen Weg. Die Bonzen wollen nicht handeln und werden nicht handeln, darum schmeißen sie jeden raus, der nicht in ihr Horn bläst. Wir wollen nicht spalten, aber wenn man uns zwingt, dann werden wir uns zu wehren wissen. Man muß diesen Kunden zeigen, daß es auch ohne sie geht. Unsere Revo- lutionäre Gewerkschaftsopposition, unsere AGO, und mit ihr die SPD, sind die einzigen, die zum wirklichen Kampf bereit sind. Dahin ge- hört ihr, Kollegen. Wer dafür Interesse hat . . .“

Weiter kommt er nicht. Er hat mit hoch- erhobener Stimme gesprochen. Schatz wie Metall. Jetzt aber springt dieser Stimme aus Brinkmanns Mund eine andere entgegen. Sie fraden zusammen wie splitternde Lanzen. Ras-

Kopf schickt ein wenig zusammen, wendet den Kopf; die Stimme des Gegners zu suchen.

Aber man sieht, man sieht es, er ist ein Kämpfer; ein zäher, erprobter Kerl, der sich fester strafft, wenn ein Dieb ihn getroffen hat.

Wir müssen unseren eigenen Weg gehen.

Er beginnt die Worte zu hämmern, schlagstark, wie man sie diesem schmalen, braundunklen Körper kaum zutrauen mag. Die großen nußbraunen Augen sprühen Feuer; am sehnigen Hals tritt die dicke Schlagader vor. Die Arme beginnen zu kreisen, die Finger spreizen sich. Trotzdem, er kommt nicht mehr weit. Brinkmann — mehrere hinter ihm — drängen gewaltsam, breit durch die Speerkette um den Tisch. Im übermäßigen Druck wankt der Tisch. Raslopp wankt mit. Er fällt aber nicht. Wie eine geschmeidige Kette springt er mit einem Satz in die wogende Menge: ist verschwunden.

Die nächsten Sekunden fällt ein dumpfes Knirschen: wie Schiefergarte knirschen, wenn Fochtiere sich in Schweiß und Kraft hineinwerfen. Ein oder zweimal hört man Brinkmanns Stimme: „Kaus! Jetzt aber Schlaf!“

Brinkmann ist plötzlich maßlos erregt. „Hier wird offen die Spaltung gefordert? Jetzt! Nein! Und tausendmal nein!! Kaus mit Raslopp! Kaus mit dieser Gesellschaft, die wieder alles zerschlagen will, was mühsam in Jahren aufgebaut wurde. Kaus! Und immer wieder raus! So schnell wie möglich.“

Wie ein breiter Keil drücken steifzig, achtzig Männer — in Schaufelbewegung geratend, sich gegenseitig mit Häuften bedrohend — in die dicht gedrängten Massen im Saal. Viele sind auf Tische und Stühle gestiegen, wollen sehen, was da in der Ede vor sich geht; werden heruntergedrängt, fallen, schimpfen. Auf der Bühne ist niemand zu sehen. Plötzlich verflöcht das Licht. Nur einige winzige rötliche Glühbirnen bleiben als Notbeleuchtung. Rutige Augen in Wolken von Tabakdunst. Wie ein düsterer Kessel klappt der Saal mit den hohen, harten, steinernen Wänden, auf dessen Grund jetzt tausend Männer wie eine zähe, schwerflüssige, dunkle Masse sich drängen. Unter dumpfem Geräusch schiebt alles zum engen Svall der Saaltür, quersicht, purzelt heraus, fällt wie gepresste flüssige Lava die Treppe und Plure, breitet sich lodend, dampfend über die öden Plätze vor dem Versammlungslokal.

Der Inhalt eines Jahres.

Von Charles Hünerberg.

Was kann man in einem Jahr vollbringen? Wieviele Erfindungen, wieviele Entdeckungen können im Zeitraum eines Jahres geschaffen werden? Welchen Beitrag zur Zivilisation leistet zwölfmonatige harte Arbeit? Das Problem erscheint unbegrenzt und vieler Lösungen fähig.

Im Jahr kann uns unsagbar schnell vergehen, das heißt ganz leer, flüchtig, erfüllt von Truggestalten, ohne aufleuchtenden Stern. Man kann ein ganzes Jahr über ein Drama nachdenken, ohne daß seine Schattentrisse klar hervortreten; man kann ein ganzes Jahr über einem Problem drüben, ohne ihm näher zu kommen, oder über eine Erfindung sinnen, ohne daß auch nur das kleinste Mädchen der neuen Maschine in Erscheinung trat. Es gibt Jahre, in denen nichts geleistet werden kann. Jahre der Trägheit, der Barbarei, des Ruins und der Zerstörung.

Was kann man in einem Jahr vollbringen. Je nachdem das Jahr ist und die historische Epoche, in die es fällt. Die Jahre der

orientalischen Herrschaft, die mojestätischen, doch schleppenden Jahre der ägyptischen Zivilisation, sie muhten fruchtbar sein, aber von geringem zivilisatorischen Inhalt. In einem Jahr wurde vielleicht nicht einmal die Hälfte einer Pyramidenstadt aufgebaut. Die Bearbeitung eines Obeskiten, das Ausmeißeln der Nalenscher einer Sphinx nahm vielleicht zwölf Monate in Anspruch. Eine Zivilisation des Biegels, wie die Assyriens, eine des Steines, wie die Ägyptiens, muß mit großer Ruhe vorwärts schreiten. Und dann die reichen, gesegneten Jahre Griechenlands. Welche Wunderwerke der Kunst, welche erstaunlichen Schöpfungen auf dem Gebiete der Philosophie, welche großartigen wissenschaftlichen Forschungen!

Es gibt Jahre, die Jahrhunderte zu sein scheinen durch ihren Inhalt, andere dagegen nur Sekunden, Mikrosben der Zeitrechnung in ihrer Zeitrechnung in ihrer Veere und Kraftlosigkeit.

Der Ausdruck „Dauer eines Jahres“ hat keinen Sinn. Was konnte Newton in seinem Säuglingsalter vollbringen? Was konnte Newton in jenem Jahr leisten, in dem er die Schwerkraft entdeckte? Einigen wir uns dahin, daß in dem Wort Jahr wenig liegt. Der Maßstab, mit dem wir die Zeit messen, ist ein rein konventioneller. Ein Jahr ist die Zeit die unsere Erde braucht, um sich um die Sonne zu drehen. Die Ansichten der Menschen über Jahre, über Monate, Tage und Stunden sind grundverschieden. Eine Stunde des Schmerzes ist oft endlos. Eine Stunde der Freude verfliehet schnell. Das Pendel wird immer die gleiche Anzahl von Schwingungen vollziehen. Die Schwingungen der menschlichen Seele sind nie die gleichen.

In einem Jahr können Wunder geschehen, die für die Kultur von größter Bedeutung sind. Man kann viel Gutes und viel Schlechtes leisten oder auch gar nichts. Ein Jahr ist ein kurzer Zeitraum, wenn man bedenkt, daß man in einem Jahre nicht einmal eine Sprache erlernen kann. Keine Wissenschaft kann man in einem Jahre begreifen, kaum daß man die Anfangsgründe begreift. Es ist kein Zweifel, daß in einer Minute, vielleicht in einer Sekunde im Geiste Newtons das Gesetz der Gravitation erstand. Das Geheimnis der Dampfmaschine wurde vielleicht in einer Stunde entdeckt. Bell soll, auf einen Zylinder klopfend, das Telephon erfunden haben. Die großen Erfindungen, die großen Entdeckungen tauchen häufig blitzartig auf. Einige Shakespeare-Dramen wurden in einem Jahre geschrieben. Don Quijote in noch kürzerer Zeit.

In einem Jahre, obgleich dies eine kurze Zeit ist, können sich die wunderbarsten Ideen verwirklichen. Aber dem Jahr der Schöpfung gehen Jahre und Jahrhunderte der Vorarbeiten voran, der Ansammlung von Material usw. Jedes Jahr schließt in sich die gigantische Arbeit vieler Jahrhunderte und vieler Rassen.

Wenn das Gute sich kontinuierlich ansammelte und jedes Jahrhundert intelligenter, reicher, gelehrter und moralischer wäre als das vorhergehende, müßte jedes Jahr etwas bringen, was das vorangegangene überträte. Aber die Entwicklung der Menschheit vollzieht sich in Wellenlinien. Die Wellen sind manchmal sehr groß, manchmal auch klein. Die Geschichte zählt Wellengipfel des Glücks und des Schmerzes, Abgründe menschlichen Elends! Von hoher Sinne überblickt man die vorangegangenen Jahre. Wird das kommende Höhen bringen oder Abgründe?

Drei an Silvester.

Von Käthe Lambert.

Drei saßen beim goldenen Glase Wein. Sie waren zusammengelommen, Silvester zu feiern, nachdem die Jahre des Schicksals ihre Wege für lange Zeit getrennt hatten. Fast durch einen Zufall hatten sie einander an einem sommerlichen Hochlichttage des vergangenen Jahres wieder gesehen. Man hatte nur einige kurze Stunden des Beieinanderseins gehabt, aber sich in neu erwachter freundschaftlicher Sehnsucht ein Versprechen für den Winter gegeben. Man hatte diesen Treffpunkt auf den letzten Tag des Jahres und in die Anfangsstunde des neuen verlegt. Jeder hatte sein Wort gegeben, das Versprechen auf jeden Fall einzulösen.

Silvester war da und im frostklaren Schneelicht der Sterne lagen Straßen und Gäßchen der alten Studienstadt. Die drei Freunde waren in einer kleinen verstickten Weinstube zusammengelommen, die ein wenig abseits vom Wege des Silvesterrummels lag. Man saß am verwitterten runden Tisch, über den das Licht aus der erhobenen Glaskuppel eines bronzenen Leuchterweibchens fiel. Aus den Nebenräumen scholl ab und zu lachendes Stimmengewirr, das Klirren von Gläsern und Bestecken. Herber ins grünlich überflutete Halbdunkel streckte selten jemand den Kopf durch die Tür und sie blieben allein und ungestört mit ihrem Wein und ihren Gesprächen, die um all das gingen, worum Männer in aufgeräumten, einander zugetanen Stunden zu reden pflegen. Die vierte Flasche kam, der Zeiger rückte gehorham von der 11 fort, es kam die Stunde, da die Zeit anhält und wartet. Sie überbrückten die Spannung und die Trägheit dieser letzten Stunde: sie sprachen von den Frauen.

Der eine hob fast spielerisch das Glas und blickte in das feuchte Gold des Weines mit einem übermütigen Knabenbild.

„Ich liebe alle Frauen,“ sagte er, „sie lieben alle mich. Die Flüchtigkeit meiner Erwartungen expart mir die Enttäuschung einer tieferen Regung. Man muß die Frauen nehmen wie sie sind: als Schuppen, die vom Sternhimmel des Sommers fallen, als Blumen, die die Wege überblühen, als einen leichten holden heißen Lebensspuk! Ich trinke auf alle Frauen, die meinen Weg gekreuzt und es noch tun werden. Ich trinke auf die Blondes und die Dunklen, ich trinke auf die Lustig-Unbedeutlichen und auf die Schwermütig-Erwägenden, ich trinke auf jeden holden Reiz, auf jede zarte Anmut, ich danke allen in dieser letzten flügenderstillen Jahresstunde, und ich trinke einer jeden zu im Anschlag der zwölf jungen Glöckenschläge!“

„Da hast du immerhin genug zu trinken,“ bemerkte trocken der Zweite am kleinen Tisch, „gib bloß acht, daß dein großer Rausch nicht bald in eine Magenammerlitanei zerfällt, du wärst der erste nicht, dem es so ginge. Ich habe mir aus den Frauen niemals viel gemacht. Es bleibt nicht viel zu sagen über sie. Sie zerren uns in die Unruhe und in der Unruhe lassen sie uns allein. Wenn ich schon trinken soll — ich trinke auf mich selber, auf euch, und auf den Mann. Zum Wohle — sehr zum Wohle keiner Frau!“

Der Dritte saß und schwieg und malte mit dem Finger unsichtbare Arabesken auf die Tischplatte. Und wie er jetzt den Blick hob und die beiden ansah, war ein Lächeln und eine Ferne darin, wie Blüten einer tiefen sommerlichen

Welt, in die die andern keinen Eintritt hatten. Mit einer behutsamen Bewegung hob er das Glas.

„Schmerzen und Seligkeiten liegen in einem Leben wie in einer Hand. Wer weiß von sich, ehe er das andere fand? Das andere, das löst und bindet. Ich trinke auf die Allmacht einer Liebe — ich trinke auf die eine Frau.“

Und mitten in der Stille, die sich nach seinen Worten zwischen Menschen und Gläsern wie eine feine gläserne Umhüllung hob, stand er auf und stellte sich zum Fenster. Als er es öffnete, drang frostklar die herbe Luft der Winternacht ins Zimmer und vom Turm setzte still und wie die Brandung einer einzigen Melodie das Lied der zwölf Glockenschläge ein. Der Dritte stand am Fenster und sah hinaus — sah ganz wo anders hin, und trank die Neujahrstunde ohne Wein und Glas.

„Prost Neujahr!“ schrie der Uebermut vom Tisch, „und nochmals wie vorher gesagt, ich trinke, denn ich liebe alle Frauen!“

„Bohse!“ murmelte der Zweite, „wohl bekomm's! Wein ist das Bleibende! Ich hoffe auf keine Frau!“

Der Dritte stand am Fenster und hob das unsichtbare Glas:

„Ich glaube an die eine!“

Der Skeptiker am Tisch tat einen zweiten Zug, jedoch der Lustige sah in sein Glas und danach zum Freund hinüber . . . nachdenklich . . .

Ein Tag im Januar.

Nach Neujahr ist der Tag schon einen halben Tag länger, sagt der Volksmund, und das ist richtig. Denn wenn morgens in der Frühe der unerbittliche Wacker schnurrt, ist wirklich schon ein dämmeriger Schimmer an den Fensterläden. Da fällt das Aufstehen nicht mehr gar so schwer. Besonders wenn ein klarer Tag kommt, erleben wir dann das wunderbare Schauspiel des Sonnenaufgangs. In tieferer Luft ist der Himmel getaucht, ein dunkelroter Ball steigt langsam empor, und das ganze Zimmer ist von diesem magischen Schein durchfließen. Im ersten Augenblick erschrickt man und denkt an eine Feuerbrunst, aber dann begreift man, das ist die aufgehende Sonne! Wie verwunderlich dieser Farbenreichtum ist, wie der ganze zarte Morgenhimmel rosig aufleuchtet! Drüben auf den Dächern liegt noch ein wenig Schnee, der nun die seltsamsten Schattierungen annimmt. Und wenn wir auf diese Winterlandschaft im Kleinen hinschauen, fühlen wir uns dort hinüber, wo wirklich Winter ist, wo der Schnee fukhoch, nein fukhoch liegt, wo die Schritte im Schnee knirschen und dicke Polster die Dächer juckten. Seltsam ist das, wie weiße Narben der harte Winter allen Dingen gibt. Es ist wie ein Glätten und Ausgleichen. Alles wird in Weiß gehüllt, alle Ecken und Kanten abgerundet. Auch die Art der Pflanze ist unter ihren Schneewülsten kaum noch zu erkennen. Alle sind gleich. Nur die weißen Säulen der Birken sind noch immer das Feine, das Besondere. Winter. Früher verband man den Begriff Schlittschuh mit einem klaren Wintertag. Die Schlitten sind heute in den großen Städten selten geworden, — der Verkehr frisst den Schnee allzu schnell weg; die weiße Pracht wird in Ansehen in einen schwarzgrünen Brei verwandelt, bei dem keiner mehr an frohes Dahingleiten durch zauberische Winterlandschaft denkt. Und wenn es heute schneit, sehen wir es mit zwiefältigen Gefühlen. Das eine ist: Wieviel Menschen stieren und hungern bei all dieser Winterpracht. Das andere ist: wieviel

Menschen finden Arbeit und Brot, wenn die Schneemassen weggeschafft werden müssen, die für Fußgänger, Straßenbahnen und Autos lästiges Hindernis sind. Nein, das muß man einsehen, in der Stadt können wir den Schnee nicht brauchen, so sehr wir ihn fern von den Häusermauern lieben.

Mittags im Sonnenschein ist es fast warm. Wenn wir durch die Straße gehen, bleiben wir ein paar Minuten an einer Straßenecke stehen, wo die Sonne besonders hell scheint, und haben ein wohliges Gefühl an Rücken und Hals, da kann man schon ein bißchen an Frühling denken! Aus den Körben der Blumenfrauen lachen die Minosen uns golden entgegen und umfächeln uns mit einem süßen Duft.

Kuriosa der Zeit.

Unter anderem . . .

bot ein Pariser Blumenhändler ein „Arisenbukett“ aus, das aus Karotten, Radieschen, Zwiebeln bestand, mit Salatblättern garniert war — und fand reißenden Absatz.

brachte ein Fabrikant im Bogtland eine Rundharmonika, „Marie Hiler“, in den Handel, während in Brügge ein Pulle „Hiler“ zum Dedes stand.

wurde auf dem Berliner Patentamt ein Regenschirm mit Guckfenstern angemeldet.

schenkte der Arbeitgeberverband der polnisch-schlesischen Bergbauindustrie dreihundert Bergarbeitern zu Weihnachten ein — Verdienstkreuz, entschloß sich der ehemalige Oberbürgermeister von New York, seinen Unterhalt durch Auftreten im Varieté zu verdienen.

legten französische Kriegsbeschädigte am französisch-amerikanischen Freundschaftsdenkmal in Hinblick auf die Zahlungseinstellung an Amerika eine Inschrift nieder: „Das hast du nicht gewollt.“

machte sich in Berlin ein Tauschgeschäft; auf — ein Photoapparat wird gegen ein Paar Ski eingetauscht, ein Grammophon gegen ein Fahrrad usw.

schloß der 70jährige Bernard Shaw eben eine — Lebensversicherung ab.

fand im Kreise Reidenburg ein Arbeiter unter seinen Papieren ein altes Los einer Wohlfahrtslotterie — das mit 45.000 Mk. herausgekommen und — verfallen war.

stellte sich heraus, daß in den USA nicht weniger als 1.300.000 Menschen mit dem Namen Smith leben.

Weiteres.

Als die Tante zu Besuch kam, sagte plötzlich die vierjährige Mlle: „O, Tante, bist du aber häßlich!“ — Die Tante wurde stammend rot vor Verlegenheit und Ärger, und die siebenjährige Eva fühlte sich verpflichtet, die Unhöflichkeit der Kleinen wieder gutzumachen. Darum sagte sie: „Ach, Tante, kümmer dich nicht um Nischens-Geschwätz — sie plappert ja bloß immer alles nach, was die Großen sagen.“

Eignung. „Und was soll Ihr Junge werden, wenn er aus der Schule kommt?“ fragte ein Vater den andern. „Der Bengel muß Rechtsanwalt werden“, antwortete dieser stolz. „Er ist ein Krakeeler von Natur und mischt sich beständig in anderer Leute Angelegenheiten. Dafür soll er sich bezahlen lassen.“

Denkfittel. „Du mußt sie eben vergessen und wieder glücklich werden!“ „Wie kann ich denn?“ stöhnte der Abgebligte. „Wo ich so viel für sie auf Abzahlung gekauft habe.“

Brudertliebe. Hänchen ist mit dem Anzug ins Wasser gefallen. Triefend kommt er nach Hause. Die Mutter steckt ihn vorsorglich ins Bett, aber Vater schimpft: „Wenn du erst warm bist, kriegst du deine Keile.“

Bruder Frey rührt sich nicht von Hänchens Bett. Nach einer Weile ruft er: „Vater! Vater! Jetzt ist Hänchen warm!“

Auf der Waage. Als ich eines Tages mit meiner kleinen Nichte, 4 Jahre alt, spazieren ging, kamen wir an einer Waage vorbei.

„Komm her, Tilly“, sagte ich, „wir wollen mal sehen, wie viel du wiegst.“ Und ich warf 10 Pf. in die Waage. Nachdem ich dem Kind das Gewicht, das die Waage angezeigt hatte, gesagt hatte, fragte es: „Tantchen, und wieviel würde ich für 20 Pf. wiegen?“

Schach-Ecke.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Scharoch, Zweitnitz Nr. 65 bei Tepitz-Schönbach.

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

Allen unseren Mitarbeitern, Lesern und Schachgenossen die besten Wünsche
ZUM JAHRWECHSEL.

Schachaufgabe Nr. 117.

Von H. Kirchmann, Mannheim.

I. Preis, Intern. Problemtourier der Dresdner Volkszeitung 1929.

Schwarz: Ke4; Dd4; Tc8; La8; Sd2, h1 (6).



Wei8: Kg2; Df7; Te1, e8; Le2; Sb5, f5; Bc2, e3, e5 (10).
Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an Gen. Wenzel Scharoch, Zweitnitz, einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 114: Td1-d2!

Richtige Lösungen fanden nachfolgende Genossen ein: Dieke Josef und Frisch Anton, Martertsdorf; Souel Wilhelm, Arnsdorf bei Teicheln; Dyna Josef, Hottomitz; Schäfers Josef, Eßlich; Adolf Wenzel, Arnsdorf bei Teicheln; Reiner Paulus, Reichenitz; Timmecker Emil, Teicheln; Schwarz Heinrich, Kratzsch; Schäfers Ernst, alle aus Stolpen; Schöbel Franz, Straupitz; Wüderl Adolf, Döbner Max, Lehmann Reinhold, alle aus Teicheln; Walter Ludwig, Rodel Franz, Michael Rudolf, Schmidt Ferdinand, alle aus Reichenitz; Schuppe Emil und Spornitz Josef, Weichenitz; Trösch Stefan, Wistertitz; Seemanns Kurt, Jettwitz; Albert Rudolf, Großsch; Hilgert Hermann, Neu-Witzig; Lohse Gustav, Arbesau; Häbler Kurt, Tärnitz; John Josef, Kretschitz; Köhn Emil, Weichenitz.

Arbeiter-Schachklub Wistertitz.

Das Vereinsturnier für das Jahr 1932-33 fand am 30. Dezember seinen Abschluß. Vereinsmeister wurde Gen. Walter mit 9½ Punkten aus 11 Partien vor Scharoch und Robek mit 9 Punkten. An 4. Stelle Skarwada 6½ Punkte, Teitsch, Schmidt und Ernst mit 5 Punkten, 5.-7. Stelle, Seemanns 4½ Punkte, Glimber 3½ P., Matzka, Kára und Hacker je 3 Punkte.

An alle Sektionsleiter!

Wir machen darauf aufmerksam, daß die Vereinsturniere sobald als möglich abgeschlossen werden müssen, da die Meldungen zwecks Beteiligung an der Bezirksmeisterschaft bis längstens 8. Januar 1933 an die Bezirks-Schachleiter zu erfolgen haben.